Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 88 | **10. November 1934** | **8. Jahrgang**

Gemeindediener Butenschön

Heitere Skizze von Hildegard Müller

Drei Bauern saßen am Abend um den runden Tisch in der Großheidendorner Wirtschaft. Sie hatten die Karten neben der Petroleumlampe noch nicht angerührt, sondern schmauchten in bedächtigen Zügen ihre Pfeifen und hielten Rat über Hannes Butenschön. Ihn hatte man für das neu zu besetzende Amt des Gemeindedieners vorgesehen. Und bei den Aeußerungen über das Für und Wider dieser Wahl kam man auch auf die Streiche zu sprechen, die so hier und da von Hannes erzählt wurden.

„Ne, Jungens, also, das muß ich Euch doch noch vertellen", fing der dicke Wiskhofbauer an, „was ich da erlebt habe, als ich mit Butenschön diente. Da war in der Schreibstube so'n kleiner dürrer Hering, den mochte der Hannes gar nicht leiden. Der Schreiberling bekam nämlich jede Woche mal was Besonderes geschenkt, weil er das Schmieren so gut verstand, jawoll! Und mancher Soldat oder Vorgesetzte meinte, nur der Schreiberquirl hätte ihm irgendwann mal aus der Patsche geholfen. Das war dem Hannes zuwider, so'ne unaufrichtige Liebedienerei.

Eines Tages stehen nun vor der Schreibstube ein Paar wunderschöne, gelbe Reitstiefel. ‚Aha', sagt Butenschön, ‚wieder einmal mit Heucheln verdient.' Und steht und gafft die Stiefel an. Ich will ihn wegziehen, weil es verboten ist, sich in dem dämmerigen, engen Flur länger aufzuhalten. Aber er rührt sich nicht. Auf einmal steht er stramm und schnauzt die gelben Dinger an: ‚Wollt Ihr da wohl weg, tretet ab, sage ich Euch.' Die Stiefel gehorchen nicht. ‚Was habt Ihr hier zu suchen, Ihr Mausigmacher, Ihr Kriechergezücht?' Er stiert nach der Tür, und als sich nichts regt, nimmt er die Stiefel unter den Arm und sagt: ‚Wenn Ihr nicht gehorchen könnt, werde ich Euch Beine machen.' Der Schreiber hat die Stiefel nie wieder gesehen, er hat auch nicht danach gefragt."

„Tja, so is' er", sagte der Huntebauer und sog heftig an seiner schon lange kalt gewordenen Pfeife. „Ihr kanntet doch den alten Waidhofbauern, der so geizig war, daß seine Frau Flachsspreu in das Brot backen mußte. Mit der Reinlichkeit nahmen die beiden es denn man auch nicht so genau. Na, mit dem verzankte sich der Hannes mal, ich glaube, es war wegen der Hühner. Butenschön hatte ja nur vier, aber die liefen manchmal in des Weidenhofbauern Garten herum. Da wurde der Weidenhöfer wütend und schimpfte auf den Butenschön los, als der ihm mal zu Gesicht kam, daß es eine Art hatte. Butenschön hörte erst ganz ruhig zu, denn steckte er die Hände in die Hosentaschen, drehte sich um und sang nach der Melodie ‚Ach, Du lieber Augustin' die Worte ‚So ein alter Geizkragen, Geizkragen, Geizkragen ...' Als er am Ziehbrunnen angelangt war, steckte er die Hände noch tiefer in die Taschen und schrie aus Leibeskräften: ‚Lüseknieper!' und noch einmal ‚Lüseknieper!' Weil das mit dem Lüseknieper wohl seine Richtigkeit hatte von wegen dem sauberen Haushalt, wurde der Weidhofer ganz falsch. Er lief geduckt an der Innenseite seiner Gartenhecke entlang, sprang auf den zappelnden Butenschön zu und hielt ihn über den Ziehbrunnen. Hannes griff nach dem Brunnenseil, und der Bauer ließ ihn wie einen Wassereimer in die Tiefe hinunter. Was meint Ihr, was macht da der Butenschön? Er schreit einfach weiter ‚Lüseknieper!' Das Wasser steht ihm schon am Halse, er schreit das Wort. Was blieb dem Weidhofer übrig? Er mußte den Hannes wieder heraufwinden, wenn er sich keinen Mord aufs Gewissen laden wollte."

„Als er noch so'n Dreikäsehoch war", fing der alte Büte an, „war er schon so ein kleiner Nichtsnutz. Und als Tilkens Minna seine Stiefmutter wurde, war er weder mit Schlägen noch mit guten Worten dazu zu bringen, sie ‚Mutter' zu nennen. Eines Tages läuft der Junge nun allein in der Küche herum. Da fängt es auf dem Herd an zu zischen und zu qualmen. Die Milch fließt aus dem Topf über den Herd auf den Fußboden. Der Junge weiß sich nicht zu helfen. Er will die Mutter rufen, die auf dem Felde arbeitet. Aber wie soll er sie nennen? Die Milch bahnt sich ihren Weg schon bis zur Tür; da springt er mit einem Satz darüber hinweg und ruft ins Freie hinein: ‚Vater sine Fru, Vater sine Fru, de Melk kokt (kocht) bit up den Fautboden!'"

Als die drei Bauern noch laut über das eben Gehörte lachten, kam der Hannes mit langen Schritten und pfiffigen Gesichtes selbst in die Tür hinein. „Prost, dem neuen Gemeindediener!" riefen ihm die drei zu. „Jungens", rief der Hannes, „Jungens, heute habe ich aber was erlebt! Da hat mir der Vorsteher jon alten Zettel in die Hand gedrückt. Einen Scheck nennt er das wohl. Damit sollte ich zur Apotheke gehen, da würde ich wohl eben schnell hundert Mark dafür kriegen. Ich dachte, der will Dich anschmieren, aber dann meinte ich auch, schadet nicht, er ist ja sonst 'n guten Kerl, soll auch mal seinen Spaß haben, und ging zur Apotheke. Und was meint Ihr, dieser Mann da gibt mir wahrhaftig für den dummen Zettel hundert Mark. Morgen riskier ich es aber und frage den Vorsteher, wo es solche Zettel zu kaufen gibt, da kann man ja reich bei werden."

Einbahnstraßen der Eiszeit.

Beachte die Vorschriften, oder Du wirst — gefressen!

Vor hunderttausend Jahren hat unsere Erde zweifellos weniger Bewohner gehabt als heute. Man sollte also eigentlich annehmen, daß damals für alle Raum genug gewesen wäre. Trotzdem gab es auch in der Eiszeit — man sollte es kaum glauben — eine Verkehrsregelung. Die war natürlich gänzlich anderer Art als die heutige. Es gab keine weißbehandschuhten Polizisten, die in höflichem Tone zum Weitergehen aufforderten. Man beschränkte sich auf „einsilbige" Schriftzeichen. Das haben neuerliche Funde von Kieseln in der Grotte von Mas d'Azil in Südfrankreich an den Tag gebracht. Da kann man verschiedene Zeichen in roter Farbe erblicken, Punkte, Striche, Winkel, Hufeisen, Figuren, deren Entzifferung noch interessant zu werden verspricht. Sicherlich sollten sie Nachrichten und Aufträge darstellen, die an den Vorübergehenden gerichtet waren. Und am Eingange der Höhle von Pasiega in Spanien hat man Schriftzeichen und Bilder entdeckt, deren Deutung schon einige bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat.

Die Höhle von Pasiega hat zweifellos kultischen Zwecken gedient. Es leuchtet ein, daß der Zutritt zu diesem Heiligtum nicht allen Zeitgenossen erlaubt war. Man darf also, ohne als Spekulant zu gelten, die Bedeutung eines Fußes enträtseln, den man dort gemalt sehen kann. Auch in anderen Bilderschriften will er sagen: „Gehe!", noch deutlicher: „Zutritt verboten!" Und die an dieser Stelle ermittelten Fußtapfen haben die Eigentümlichkeit, ausnahmslos in dieselbe Richtung zu weisen. Man kann also in der Tat sagen, daß hier eine vorgeschichtliche Einbahnstraße bestanden hat.

Polizeiverordnungen sind uns aus jenen fernen Tagen nicht erhalten geblieben. Besondere Strafandrohungen enthalten jene „Verkehrsvorschriften" also nicht. Aber wir wissen, daß es damals keine Geldstrafen gab, wie sie heute angeordnet werden. Ach nein, so glimpflich kamen die Vorzeitmenschen nicht davon. Wenn sie die Verkehrsvorschriften übertreten hatten, wurden sie nicht in ein Notizbuch eingetragen, sondern einfach — gefressen. Von allen Strafen war damals am beliebtesten der Tod. Und mit ihm verknüpfte man auch eine kultische Handlung, wenn man den Missetäter verspeiste.

Wir tun also gut, die „geheimnisvollen Zeichen an den vorgeschichtlichen Höhlen mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie machen vielfach einen kindlichen Eindruck, müssen aber ganz anders gewertet werden. Nicht nur die Aegypter besaßen eine hochentwickelte Geisteskultur. Nur haben sich dort die Ueberlieferungen länger erhalten als anderswo. Und wenn wir an den heutigen Wegen die Zeichen betrachten, die drei Punkte im Kreise, die den Kraftwagen warnen, so ist der äußerliche Abstand in der Form nicht einmal so groß. Der Inhalt allerdings . . . Gefressen wird der Uebeltäter heute nicht mehr. Die „gute, alte Zeit" ist vorbei.

Die Beförderung.

Bei der vor kurzer Zeit stattgehabten feierlichen Einweihung der Elektrifizierung der Eisenbahnstrecke Bern—Luzern waren die verschiedenen Stationen festlich geschmückt. Da und dort traten zu dem Schmuck aus Blumen und Zweigen auch „Sprüche", die „der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert". Ein witziger Bahnhofsvorstand ist derjenige von Emmenmatt, der sein Stationsgebäude mit folgendem Spruch verzierte:

„Hier werden befördert Personen und Vieh,
Den Vorstand jedoch befördert man nie."

Auf diese „Tat" hin verdiente er nun wohl, befördert zu werden!

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(15. Fortsetzung)

Trotz des schlechten Wetters herrschte im Saale des Dorfwirts Langenbach eine ausgelassene Heiterkeit. Ein Bergmann des Ortes feierte seine Hochzeit. Da der junge Ehemann in einer Grube arbeitete, die dem Schulzen und dessen Neffen gehörte, waren die zwei auch unter den Geladenen.

Im Siegerland sind schon seit altersher die Schenkhochzeiten Sitte. Zahlkräftige Gäste sind auf einem solchen Fest gern gesehen. Man beglückt das Brautpaar nicht mit Blumen oder sonst schnell vergänglichen Sachen, sondern mit Geld.

Bei vielen Neuvermählten, hauptsächlich bei den Unbemittelten, bildet die geschenkte Summe den ersten Grundstock des Familienkapitals. Wohl auch aus diesem Grunde waren der Schulze und sein Neffe geladen worden, denn es war bekannt, daß sie bei solchen Gelegenheiten nie knauserten.

Am Kopfende des Saales saß vor einem mit Blumen geschmückten Tische das glückliche Brautpaar. Die Augen der jungen Frau und auch die des Mannes strahlten vor Glück und Seligkeit. Die beiden freuten sich, endlich vereint zu sein.

Sie dachten nicht an die Zukunft, auch nicht an die Vergangenheit — sie lebten nur dem wundervollen Augenblick. Sie waren die Gefeierten des Tages — jedermann jubelte ihnen zu.

Sie dachten noch nicht an die Zukunft, an das unerbittliche harte Leben und an den heißen Kampf, dem sie entgegengingen. Sie besaßen nicht viel, diese Anfänger des Ehelebens — noch nicht mal ein kleines Häuschen. Zwei Zimmer hatten sie gemietet und notdürftig eingerichtet. So begannen sie. Doch der Mann war ja arbeitsam und stark — er verließ sich auf seine schwieligen Fäuste.

„Seht mal, der Jupp macht ein Gesicht, als ob es jetzt in ein Land ginge, wo es Milch, Honig und Schnäpse im Ueberfluß gäbe," sagte der Köhler Karl und zeigte mit dem Daumen auf den Bräutigam.

Er hatte sich schon wieder am Schanktisch postiert. Hier weilte er am liebsten. „Man muß die Quelle aufsuchen, wenn man Durst hat," pflegte er zu sagen.

„Er kann lachen, Karl, denn er kriegt eine schöne und gute Frau," versetzte der Wirt, der hinter dem Tische stand.

„Schöne Frau!" Karl zog verächtlich den Mund. „Ich pfeife auf die schönste Frau. Eine hat mich drangekriegt, das genügt mir!"

Der Wirt lächelte vor sich hin. Ihm war bekannt, daß der Köhler auf jeder Hochzeit sarkastisch über die Frauen und die Ehe zu sprechen pflegte. Die Dörfler sagten, es sei nur der Neid, der ihm diese spöttischen Worte auf die Zunge lege, und er hasse die Frauen deshalb so, weil sie ihn alle verschmäht hätten.

Als Karl sah, daß er in dem Wirt einen Zuhörer gefunden hatte, fuhr er gleich fort:

„Es ist sonderbar: die größte Dummheit beginnen die Menschen mit einem Feste. Mit lustigen Klängen tölpeln sie alle in die Ehe. Der Auftakt ist herrlich — muß ich sagen — aber was dann kommt —"

„Das ist auch sehr schön," versicherte lachend der Wirt. „Du kannst darüber ja gar nicht reden, Karl, denn du hast doch gar keine Erfahrung. Du hättest heiraten sollen. Eine Schande überhaupt, daß so ein Kerl wie du keine Frau und keine Kinder hat!"

„Schenk noch einmal ein, Wirt! Was meinst du, ich hätte heiraten sollen? Hm, ich war auch mal nahe daran — hähä, reden wir lieber nicht davon. Ich will mir heute die Stimmung nicht verderben. Ich sage mir jetzt immer: Es ist gut, daß du ein Hagestolz geworden bist, denn da kannst du wenigstens mit Ruhe deine Schnäpse trinken. Es ist ein guter Trost für mich, Wirt, das kannst du glauben. Als ich noch eine Liebste hatte, trank ich keinen Tropfen — erst später, als — nein, schweigen wir lieber! Ich möchte nicht an die Jahre zurückdenken, als ich auch noch so'n Dummkopf war!"

„Ich glaube schon, daß du ein Dummkopf gewesen bist, denn wenn du keiner gewesen wärest, hättest du bestimmt geheiratet!"

„Blödsinn — mir wurde nachher die ganze Geschichte leid, als ich sah, wie's in den Ehen meiner Freunde zuging. Zuerst küßten sie sich und dann schlugen sie sich — vor der Ehe sagte sie zu ihm Liebling und Herzbub und nachher schrie sie ihn an mit Rohling und Lausbub! Sind das denn Sachen, he?"

„Hoho, Karl, das hätte dich nicht abhalten sollen zu heiraten. In jeder Familie gibt's schon mal Sturm, aber du solltest wissen, daß auf Sturm auch wieder Sonnenschein folgt."

Der Köhler hatte eine Entgegnung auf der Zunge, aber in diesem Augenblick begann die Musik zu spielen und der Wirt widmete seine Aufmerksamkeit den Tanzenden.

Karl trank sein Glas aus und begab sich dann mit schlep-

penden Schritten in den hinteren Teil des Saales, wo der Heiner an einem Tisch hockte und finster brütend in sein Bier starrte. Ab und zu warf er einen unruhigen und gehässigen Blick auf die Tanzenden, unter denen sich auch sein Onkel und die Hilde befanden.

„Hier ist was los, Heiner, was?“ rief der Köhler und hüpfte von einem Bein auf das andere.

Heinrich antwortete nicht, er schien den Köhler gar nicht zu sehen.

„Willst du denn net tanzen, Heiner?“

„Nein — hab keine Lust, aber auch kein Mädel!“

„Kein Mädel, Heiner? Oho, hier sitzen doch so viele. An jedem Finger könntest du eins haben! Die Bensers Liese guckt ständig zu dir rüber — und dort die Grete riskiert auch ab und zu ein Auge.“

Heinrich winkte ab.

„Wie gesagt, Karl, ich habe gar keine Lust zu tanzen!“

„Keine Lust? — So jung noch und schon keine Lust mehr am Tanzen?“

„Nein!“ antwortete Heinrich grob.

Der Köhler lachte breit und schallend.

„Ich glaube wahrhaftig, Heiner, bab ich dich etwas angesteckt habe. Ich habe ja auch nichts übrig für dieses dumme Gehopse. Springen da herum wie die Narren — haha! Schreien und johlen dabei, als ob die ganze Welt nur ihnen gehöre. Selbst der Schulze dreht sich noch linksrum. Na, wir wollen ihnen das Vergnügen lassen, Heiner!“

Die Musik verstummte. Die Tänzer begaben sich mit ihren Partnerinnen wieder an die Plätze. Auch der Schulze setzte sich wieder neben seine Braut.

Hilde warf ab und zu ängstliche Blicke auf Heinrich. Sie hatte ihn seit jenem Tage, an dem er mit ihrem Vater zusammengestoßen war, nicht mehr gesprochen. Er war seitdem äußerst wortkarg und verschlossen geworden. Er redete nur noch selten mit einem Menschen. Kein freundliches Wort kam mehr über seine Lippen.

Den Onkel beachtete er kaum noch; wenn er ihn sah, so ging er ihm aus dem Wege. Nur ein Mann lebte im Dorfe, dessen Gesellschaft er suchte — und das war Ranzoni.

Hilde hatte eine entsetzliche Angst, eine lähmende Furcht lag in ihren Gliedern. Ihr Mund lachte nicht mehr so frei und fröhlich wie sonst. Sie hätte sich so gerne mit ihm ausgesprochen und ihm gesagt, weshalb sie den Schulzen nicht mehr verlassen konnte. Doch sie fürchtete sich vor ihm, fürchtete seine ungestüme Natur und seinen Zorn darüber, daß sein Wunsch nicht mehr zu erfüllen war.

Als der Köhler sah, daß Heinrich nicht gut gelaunt war, ging er an den Tisch des Schulzen.

„Willst dich wohl auch bald kopulieren lassen, Schulze, was?“ fragte er.

„Ja, bald, Karl!“ bestätigte der Angeredete freundlich. „Ich habe ja sonst nicht viel für Hochzeiten übrig, Schulze, aber auf die deine freue ich mich wirklich. Du wirst doch wohl nicht vergessen, mich einzuladen?“

„Wie kannst du fragen, Karl?“

„Kriegst einen schönen und guten Mann, Hilde,“ wandte sich nun der Köhler an die Försterstochter, „auf den kannst du stolz sein!“

„Das will ich meinen,“ sagte die Hilde in scherzendem Tone und lehnte sich lächelnd an ihren Bräutigam.

Heinrich hörte jedes Wort, das gesprochen wurde. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Um seine Erregung zu verbergen, erhob er sich und ging an den Schanktisch. Als ihn der Köhler dort sah, folgte er ihm sofort.

„Wie spät ist's, Friedrich?“ fragte die Hilde.

„Sechs Uhr vorbei!“

„Wollen wir nicht nach Hause gehen?“

„Schon so früh, Hilde?“

„Ich fühle mich nicht recht wohl.“

„Hm, du siehst auch wirklich etwas blaß aus!“

„Ich habe Kopfschmerzen —“

„Gut, gehen wir!“ sagte der Schulze und erhob sich. „Doch vorher muß ich schenken. Willst du so lange hier sitzen bleiben. Ich bin gleich wieder da.“

„Nein, Friedrich — ich gehe jetzt zu Heinrichs Mutter. Ich habe bei ihr heute mittag meinen Mantel zurückgelassen. Den kann ich mir indessenn holen.“

„Nun gut, ich komme nach dem Schenken zu meiner Schwester. Warte dort auf mich!“

Der Schulze schritt durch den Saal und öffnete die Tür zu einem kleinen Nebenzimmer. Auch die Hilde erhob sich und ging dem Ausgang zu. Heinrich sah sie vom Schanktisch aus. Neben ihm stand plaudernd der Köhler. Den Saal erfüllte ein lautes Johlen und Schreien. Man ließ soeben den jungen Ehemann hochleben. Unauffällig entfernte sich Heiner von dem Köhler und folgte der Försterstochter.

*

Draußen war es bereits dunkel. Schwere dunkle Wolken zogen in rascher Fahrt über das Land.

Die Hilde hatte sich noch nicht weit von dem Wirtshaus entfernt, da vernahm sie schnelle Schritte hinter sich. Als sie sich umwandte, stand sie dem Heiner gegenüber. Sie wollte eilig weitergehen, doch er faßte sie robust am Arm und hielt sie zurück.

„Heiner!“ Der Ausruf klang wie ein Vorwurf.

„Wo gehst du hin?“ fragte er mit schwerer Zunge.

Sie raffte sich zusammen und antwortete in abweisendem Tone:

„Heiner, ich bitte dich, laß mich in Ruhe!“

„Wo gehst du hin, frage ich?“

„Zu deiner Mutter!“

„Was willst du da?“

„Mir meinen Mantel holen. Dann will ich nach Hause. Nun laß mich los, Heiner!“

„Ich muß mit dir reden, Hilde!“

„Du hast zuviel getrunken, Heiner!“

„Das hat doch nichts zu sagen!“

„Doch — doch!“ sagte sie und setzte flehend hinzu: „Tue mir den Gefallen und geh wieder in den Saal. Ich bitte dich, Heiner!“

„Nein, ich gehe nicht zurück, bis ich mit dir gesprochen habe,“ versetzte er bestimmt.

„Warte bis morgen! Heute bist du zu aufgeregt und unvernünftig.“

„Nein, nein, ich warte nicht mehr! Hilde, du hast mir erklärt, du liebtest mich!“ Sie schüttelte den Kopf. „Was? Du willst das abstreiten? Du hast es doch gesagt!“

„Mein Gott, Heiner —“

„Hilde, ich will Gewißheit haben — ich muß handeln können, denn ich pfeife bald auf dem Letzten!“

„Alles ist ja schon zur Hochzeit fertig, Heiner. Das ganze Dorf weiß es. Friedrich —“

„Ich sage es ihm — ich — daß wir uns lieben! Er muß —“

„Werde nicht so laut,“ bat sie, „man könnte uns hören!“

„Mir ist alles egal — alles, Hilde! Ich bin fertig — meine Nerven sind kaputt! Ich wollte fort, aber ich konnte mich nicht mehr losreißen von allem hier. Ich bin so willenlos geworden wie ein kleines Kind. Du mußt mit meinem Onkel Schluß machen — du mußt!! Mag kommen, was will!“

„Du kommst zu spät!“ Sie weinte leise. „Ich habe doch dem Friedrich mein Wort gegeben — ich kann's doch nicht mehr zurücknehmen!“

„Du mußt — du mußt!“ keuchte er.

„Heiner, sei doch vernünftig! Die Hochzeit steht doch schon vor der Tür. Du mußt mich vergessen — es geht nicht anders —“

„Es geht doch anders!“

„Wenn Friedrich mich auch wirklich freigäbe, aber mein Vater. Seine Einwilligung bekämst du niemals!“

Heinrich ließ sie los und lehnte sich an die Mauer eines Gartens. Der Mond drang einen Augenblick durch die wandernden Wolkenmassen und beleuchtete sein bleiches Gesicht, in dem jede Muskel gespannt war.

„Du bist ein Bube und ein Lump!“ dröhnte in seinen Ohren die Stimme des Försters.

„Du wagst es, die Braut deines Onkels anzufassen?“

Heinrichs Brust hob und senkte sich schwer. Das Blut begann in seinen Adern zu kochen. Ein Bube und ein Lump? — Nimm dich in acht, Förster!!

Bube und Lump!

Förster, das sollst du mir büßen!!

Behalte deine Tochter! — Ich werde mit dir noch anders reden als ein Freiersmann.

„Scher dich hinweg!“ sagte er barsch.

„Heiner,“ stöhnte sie, „schau nicht so finster! Beruhige dich doch!“

„Geh weg, Frauenzimmer! Aus Furcht vor deinem Vater willst du den Schulzen heiraten — willst mich kalt beiseite schieben und weißt, daß ich deinetwegen. — Ach, Unsinn! Ich werde dich jetzt nicht mehr belästigen. Hilde!“

(Fortsetzung folgt)

„Alte Leserin 100“

Skizze von Hans Wörner

Die alte Uhr in dem traulichen Arbeitszimmer schlug Mitternacht. Die weichen, bronzenen Klänge hallten gedämpft durch den Raum, fingen sich in den dichten Wandvorhängen, in dem knöcheltiefen Teppich, und die von Zigarrenrauch schwere Luft zwischen den wandhohen Bücherborden und dem großen Schreibtisch schien von den tiefen Tönen des Uhrgongs mit zu schwingen.

Herbert Wenger sah von seiner Arbeit hoch. Schon wieder Mitternacht? Sollte man nicht doch vernünftig sein und zu Bett gehen? Herbert Wenger maß den Stoß der erledigten Arbeit und warf einen raschen Blick auf die Eintragung in seinem Geschäftstagebuch. Siebenundzwanzig Anfragen hatte der Briefkastenonkel Herbert Wenger wieder an einem einzigen Arbeitstage beantwortet. Auf dem Ablagetisch warteten Nachschlagewerke darauf, fortgeräumt zu werden, der Notizblock neben dem Telephon zeigte die raschen Niederschriften fernmündlich eingeholter Erkundigungen. Und eigentlich mußten hier noch sechs Briefe geschrieben werden. Rückfragen an das Statistische Landesamt, die Steuerbehörde, das Vormundschaftsgericht, die Briefmarkenzentrale, das lettische Konsulat. Sollte man sich noch an die Schreibmaschine setzen?

Der Arbeitende spürte Müdigkeit. Immerhin konnten gerade die Briefe noch warten, bis am Morgen die Schreibhilfe wieder zur Stelle war. Aber warteten nicht gleicherweise auch noch sieben Anfragen. Die Arbeit nahm überhand. Wenn man zurückdachte ... Der kleine Anfang damals, Briefkastenonkel einer ganz kleinen Zeitung, deren ganzes Wochenpensum an einem Nachmittage zu erledigen war ... Dann kam der Anzeiger dazu ... im nächsten Jahre gleich vier auswärtige Blätter ... Und nun war man Briefkastenonkel für neun Zeitungen, arbeitete jeden Tag von früh um acht bis abends spät ... Wie oft wurde es nach Mitternacht ...

Herbert Wenger blätterte gedankenlos in den noch unerledigten Anfragen. Ungelenke Bleistiftbuchstaben, wie sehr gab er sich gerade den schlichten Ratsuchenden gegenüber immer besondere Mühe, sah den ganzen Menschen hinter den Nöten um einen strittigen Lohn, eine kleine Aufwertung, ein geringwertiges Erbe, um irgend so etwas aus der Welt der kleinen Leute, denen er sich immer verbunden gefühlt hatte. Und war es ihm nicht oft vergönnt gewesen, in wirklich ernsthaften Fragen als kluger Mann zu raten und mit diesem Rat entscheidend zu helfen? Herbert Wenger fühlte den leisen, bescheidenen Stolz seiner stillen Tätigkeit ... Raten, Helfen ...

„Mein Mann ist fleißig und strebsam, er ist ein guter Mensch, trotzdem bin ich nicht glücklich. Er sorgt für mich, er hat es in seinem Beruf zu etwas gebracht, aber gerade seine Arbeit nimmt ihn mir fort. Selten kommt er vor elf Uhr abends von seiner Arbeit frei, immer bin ich allein. Vielleicht werde ich selbst schon reizbar und ungerecht gegen ihn. Was soll ich tun?“ Ganz ohne seinen Willen hatte Herbert Wenger unter den unerledigten Anfragen gelesen. Eine Frau ... die alte Klage über den Gatten, der seine Familie über seinem Beruf vernachlässigt, Herbert Wenger hatte schon den Füllhalter in der Hand. Und schrieb.

„Alte Leserin 100: Haben Sie Geduld mit Ihrem Gatten. Gewiß meint er es gut mit Ihnen, denn für wen sonst sollte er so schaffen und erwerben, wenn er dabei nicht an Sie dächte? Vielleicht fehlt Ihnen, liebe Leserin, nur ein Kind, das Sie über einsame Stunden hinwegtrösten könnte, vielleicht aber auch behandeln Sie Ihren vielbeschäftigten Gatten falsch. Seien Sie nachsichtig, besonders, wenn er abgespannt von der Arbeit heim kommt, aber reden Sie in einer stillen Stunde doch einmal offen mit ihm, nicht darüber, daß er sie vernachlässige, sondern darüber, daß er seine Gesundheit so wenig schont. Ueberlisten Sie ihn mal mit einem kleinen Spaziergang, mit einer Einladung, es gibt da viele Wege. Kein Mann, auch der Ihre nicht, wird ernstlich böse sein, wenn Sie ihn mit Liebe und Schalkhaftigkeit auch einmal von seinem Büro fernhalten. Und vor allem, halten Sie den Kopf hoch!“ Herbert überlas seine Antwort und nickte. Wenig später knackte der Lichtschalter, der Raum lag im Dunkel. Herbert Wenger, der Briefkastenonkel, ging müde die Treppe zu seinem Schlafzimmer hinauf.

Schon am nächsten Abend aber saß er wieder seit zehn Stunden an seinem Schreibtisch. Die junge Stenotypistin war längst gegangen. Der Füllfederhalter glitt über das Papier. Eine schwierige Armenrechtsfrage war zu bearbeiten. Das Telephon brachte einen eiligen Redaktionsauftrag. „Willst Du nicht gleich erst zum Abendbrot kommen, Herbert?“ rief Wengers Frau aus dem hinteren Wohnzimmer. „Noch keine Zeit!“ war die etwas ungeduldige Antwort. „Wieso keine Zeit? Keine Zeit zum Abendbrot? Nun, komm schon!“ Unwillig unterbrach er seine Arbeit.

„Ich wollte Dir eigentlich vorschlagen, heute abend mit mir in das Theater zu gehen!“ sagte die junge Frau, während sie ihrem Gatten die Aufschnittplatte reichte. „Kommt gar nicht in Frage!“ knurrte Wenger kauend. „Außerdem wird die Vorstellung ausverkauft sein, ich würde keine Karten mehr bekommen!“ setzte er mit dem Gefühl der Ueberlegenheit hinzu. „Ich habe schon Karten besorgt!“ entgegnete seine Frau leise.

Herbert Wenger horchte auf. Er sah seine Frau an. Wie hübsch ihr diese Röte des Ertapptseins zu Gesicht stand. Aber wer werkelte da eigentlich im Arbeitszimmer herum? „Was rumort da so, Gritt?“ — „Die Reinemachefrau, ich habe sie eben gerufen, weil Du doch wegen des Theaters heute abend nicht arbeiten wirst. Bitte!“ — „Na, höre mal an! Du sperrst mich ja regelrecht aus! Was soll denn das heißen. Ich habe eben noch zu arbeiten!“

„Du denkst gar nicht ein bißchen an Deine Gesundheit, Herbert!“

„Quatsch, Gesundheit! Schließlich arbeite ich doch für Dich und mich und für unsere Zukunft, wie?“

„Gewiß, Du bist ja auch wirklich sehr fleißig, Du hast Erfolge, unsere Einnahmen sind gut, sie steigen sogar, aber —“

„Was aber?“

„Laß mich doch nicht jeden Abend allein, Herbert. Vielleicht kannst Du Dir eine zweite Schreibkraft nehmen, aber spanne doch einmal aus!“ Plötzlich rollten Tränen über das junge Gesicht. „Und außerdem hast Du mir doch selbst den Rat gegeben, es so zu machen, einfach Theaterkarten und die Reinemachefrau zu bestellen, damit Du mal zu etwas anderem kommst!“

„Ich hätte Dir das geraten? Mich mit der Reinemachefrau aus dem Arbeitszimmer zu vertreiben, mir Theaterbesuche zu diktieren, das hätte ich Dir ...“ Warum eigentlich lächelte die kleine Frau jetzt plötzlich?

„Nun, im Briefkasten, weißt Du nicht! Die Anfrage unter ‚Alte Leserin 100‘ war doch von m i r!“

Zusammen mit dem reifen Gongschlag der Uhr nebenan, sieben vollen Tönen, klang das Lachen des Briefkastenonkels durch das kleine Haus.

Die Kunst macht frei.

Die Insassen des Gefängnisses von Allegheny können sich freuen. Ihr Direktor zeigt sehr viel Verständnis für das geistige und seelische Wohlbefinden seiner Schützlinge. Zu denjenigen seiner Anordnungen, die allgemein die größte Aufmerksamkeit erregt haben, gehört die neuerdings erfolgte Ausschmückung der vorher so düsteren Zellen. Die Wände erstrahlen nunmehr in Nilgrün und leuchtendem Orangerot. Die eisernen Stäbe und Stangen erglänzen in der schimmernden Farbe des Aluminiums. Und die ganze Verzierung hat wenig Kosten verursacht. Sie wurde nämlich von den Gefangenen selbst ausgeführt. In noch größerem Ausmaße aber hat sich ein Maler das Wohlwollen John McNeils erworben. Der Künstler erwies sich als ein überaus tüchtiger Mann. Und er bot seine Dienste an, als es sich darum handelte, die innere Kuppel des Gefängnisses mit einem neuen Anstrich zu versehen. Für diese Arbeit waren ursprünglich zwei Monate vorgesehen gewesen, und sie sollte 4000 Mark kosten. Aber der Gefangene versprach, diese Malerei innerhalb von drei Tagen zu vollbringen, und zwar forderte er dafür nichts als die — Freiheit. Das Unterfangen erschien aussichtslos. Aber der Künstler machte sich unverzagt daran. Er verzichtete auf die Errichtung des Gerüstes, das der Fachmann vorgesehen hatte. Es hätte hundert Fuß hoch sein müssen und würde gewaltige Arbeit und Zeit gekostet haben. Statt dessen setzte sich der Mann in einen beweglichen Stuhl. Und die Mitgefangenen halfen ihm, indem sie ihn durch Stricke dorthin zogen, wo er den Pinsel schwenken wollte. Es war eine recht anstrengende Arbeit. Eine gefährliche obendrein. Aber sie dauerte nicht länger als drei Tage. Dann hatte der Mann es geschafft. Der Herr Direktor schmunzelte. Der Gefangene auch, denn er erhielt die heiß ersehnte Freiheit.